

Der Königsbrief.

In einer Residenz giebt es in der Regel sehr viel reiche Leute. Geht man durch die Straßen, so rollt überhandswelsen eine prächtige Carosse an Einem vorüber. Ein blitzender Wagen, vergoldetes Geschirr, hinten und vorn ein Diener und drin eine äußerst noble Herrschaft. Officiere in reichen Uniformen schreiten gravitatisch dahin. Dann steht man wieder einmal vor einem majestätischen Palaste. An der Thür ein großbärtiger Portier mit goldgesticktem Kragen; die Fenster aus einer einzigen, riesigen Glascheibe und dahinter die schweren Falten der sammetnen Vorhänge; auf dem Altare kostbare Teppiche und in der Hausflur spiegelndes Marmorgetäfel. In den Wein- und Bierstuben trifft man lustige Zecher mit dicken Bänchen und rothen Nasen. An den Fenstern der Geldwechsler stehen ganze Schüsseln voll Goldstücke. Wer nun nicht tiefer in eine solche Residenz hineinguckt, kann leicht auf den Gedanken kommen: „In dieser Stadt muß es doch lauter reiche und glückliche Menschen geben.“

Aber, sieht man sich eben genauer um, betritt man die Hinterhäuser, Dachstuben und Souterrainwohnungen so mancher Gebäude, kommt man zu einer andern Ansicht. Ja, vorn heraus wohnt oft Reichthum und Glück, hinten, oben und unten aber sehr oft Jammer und Elend.

Ein solches Asyl der bittersten Armuth fand man auch in einer Residenz, die ich nicht nennen will, auf der Mandelgasse, Nr. 8, fünf Treppen. Dort wohnte ein armer Lampenwärter mit seiner Frau und sieben Kindern. Der älteste Knabe, Namens Richard, war dreizehn Jahre alt. Die wenigen Thaler, die des Vaters Lampendienst einbrachte, reichten kaum für Zins und Kohlen. Verdiente er nun auch den Tag über noch einige Groschen durch Steinklopfen, was war das unter so Viele!

Betrat man das kleine, enge Dachstübchen zur strengen Winterszeit, so bot es ein wahres Jammerthal. Sieben Kinder hieferten um den Ofen her, in dem nur sparsam einige Scheitchen Holz glimmten. Allen Kindern sah man den Hunger sofort in den blassen, herben Gesichtern an. Die größern zupften Seide, oder fortirten Lumpen. Die Mutter sticte vielleicht aus einem alten erbettelten Kleidungsstücke ein Paar Säckchen für die Kleinen zusammen. Dabei aber mußte sie auch immer ihren Säugling und die andern Kleinsten im Auge behalten, daß sie nicht fielen, oder sich verbrannten u. s. w. Kein Wunder daher, daß kein Tag verging, an dem sie nicht ihr Stückchen trocknes Brod mit Thränen aß.

Aber die Noth sollte noch größer werden. Jetzt kehrte in dem niederen Dachstübchen auch noch Krankheit ein. Sechs der Kinder bekamen den Keuchhusten. Und nun kein Holz, kein Bett, kein Brod, kein Geld! Der armen Mutter vergingen oft die Gedanken vor Sorge und Herzeleid.

Niemand kannte ihren Jammer so sehr, als Richard, der ihn tagtäglich mit durchleben mußte. Er war ein wohlgesitteter Knabe und hatte ein weiches Gemüth. Weniger sein eigenes trübseliges Leben, als vielmehr der Kummer der guten Mutter ging ihm tief zu Herzen.

Eines Tages fiel es dieser auf, daß Richard gar nicht viel mehr sprach, sondern oft lange Zeit starr vor sich hinsah, wie wenn er über Etwas grübele. Es war auch so. Er sann hin und her, ob er denn gar kein Mittel ausfindig machen könne, wodurch ihnen einigermaßen geholfen werden könne.

Da plötzlich zuckte ein Gedanke durch seine Seele. Seine Augen blitzten hell auf und in die blassen Wangen trat ein mildes Morgenroth. „Ja, das will ich wagen,“ sagte er für sich. „Es werde daraus, was da wolle, ich versuche es.“

Bald darauf legte er ein Stück Papier neben sich auf die Dielen und einen Bleistift. Hatte er ein Weilschen gezupft, so schrieb er einige Worte darauf und das setzte er etwa zwei Stunden fort. Jetzt las er das Ganze durch. „So wird's gut sein. Er wird mir's schon nicht übel nehmen. Er hat ja auch ein Herz.“ Mit diesen Worten brach er das Papier zusammen und steckte es in die Tasche.

Als es Abend wurde, nahm Richard seine Mutter bei der Hand und sagte: „Mutter, gieb mir einen Pfennig.“

„Einen Pfennig, Richard? Wozu brauchst Du einen Pfennig?“

„Ich will mir Etwas kaufen, was uns sehr nützlich werden kann.“

„Für einen Pfennig Werth? Lieber Sohn, das wird uns nicht viel helfen. Unser Elend ist zu groß.“

„Eben darum, meine gute Mutter, bitte ich Dich um einen Pfennig.“

„Aber, lieber Richard, ich verstehe Dich nicht. Was willst Du nur mit einem Pfennige anfangen?“

„Mutter, bitte, frage mich nicht weiter darnach. Daß ich ihn nicht vernasche, weißt Du. Wozu ich ihn aber verwende, will ich Dir in einigen Tagen mittheilen. Und vielleicht hilft uns durch ihn der liebe Gott.“

„Ich habe zwar nur noch einen einzigen Pfennig in meinem Vermögen, aber hier hast Du ihn. Thue, was Du willst. Ich weiß wohl, daß der liebe Gott auch auf einen Pfennig seinen Segen legen kann, wenn er es für gut findet.“

Richard nahm den Pfennig, dankte und eilte die finstern fünf Treppen hinunter, zum nächsten Kaufmann. Dort kaufte er sich einen Bogen Papier dafür. Doch ließ er ihn der Mutter und auch dem unterdeß heimgekehrten Vater nicht sehen.

Als später all' die Seinen rings herum in tiefem Schlafe lagen, stand er leise auf, zündete ein Licht an, holte seine Schreibschachtel und den Bogen Papier herbei. Darauf zog er den bewußten Zettel aus der Tasche und schrieb ihn so schön als möglich ab. Damit fertig, las er die Abschrift noch einmal durch, schnitt das überflüssige Papier weg und brach das andere zu einem Briefe zusammen. Glücklicher Weise fand er noch ein Stückchen Oblate, mit welcher er ihn schließen konnte. Hierauf schrieb er die Adresse. Sie lautete: „An den König.“

Den Brief verbarg er dann sorgfältig, streckte sich wieder auf sein hartes Lager und schlief unter einem herzlichen Gebete, daß der liebe Gott sein Vorhaben segnen solle, ein.

Den nächsten Tag gegen Mittag sagte er zu seiner Mutter: „Mutter, nun erlaube mir, daß ich einen Gang in die Stadt gehen kann.“

„Was willst Du in der Stadt? Es ist heute Sonntag und da wüßte ich wirklich nicht, was Du darin zu verrichten hättest.“

„Eben weil es Sonntag ist, muß ich diesen Gang thun.“

„Richard, Du wirst mir bald räthselhaft. Gestern schon mit dem Pfennige, und heute mit diesem Gange. Ich kann Dir es fast nicht —“

„Mutter,“ unterbrach sie hier Richard mit Thränen in den Augen, „gestatte mir es nur dießmal. Sonst ist auch der Pfennig verloren. Ich erkläre Dir später Alles.“

„Richard, — Du sollst gehen. Aber bleibe mir auf guten Wegen. Wir sind arm geworden, aber wir wollen nicht schlecht werden.“

Richard griff nach seiner Mütze und ging, den Brief in der Tasche. Es mochte gegen zwölf Uhr sein. Er eilte nach dem königlichen Schlosse. Dort stellte er sich gerade unter das Thor, weil er wußte, daß der König Punkt zwölf Uhr auszufahren pflegte.

Er hatte sich nicht getäuscht. In demselben Augenblicke aber, als der Wagen an dem Richard vorüber rasselte, warf dieser seinen Brief zum Kutschenschlage hinein und entfernte sich schleunigst.

Der König, dergleichen Dinge schon gewohnt, steckte den Brief zu sich, um ihn zu Hause zu öffnen. Er that dieß. Der Brief lautete so:

Lieber Herr König!

Sollten Sie diese Zeilen bei guter Gesundheit antreffen, so soll es mich sehr freuen. Lieber Herr König! seien Sie ja nicht böse, daß ich an Sie schreibe. Aber ich habe eine recht große Bitte an Sie. Und es steht

in meinem Lesebuche, daß Sie ein seelensguter Herr sind. Darum fürchte ich mich nicht vor Ihnen. Sehen Sie, wir sind in großer, ach, sehr großer Noth. Wir sind sieben Geschwister zu Hause. Mein Vater ist Lampenwärter und verdient blutwenig. Wir Großen zupfen Seide und fertigen Lumpen, aber das lohnt auch nicht viel. Ach, guter Herr König, Sie sollten es nur sehen, wie arm wir sind! Wir haben oft einen ganzen Tag keinen Bissen Brod. Gestern z. B. haben wir von früh bis abends weiter nichts gehabt, als ein Mäßchen Kartoffeln. Ach, und Sie werden es wohl kaum wissen, wie weh es thut, wenn man hungern muß. Ich selber will's noch gern ertragen, aber wenn ich meine kleinen Geschwister so wimmern höre und die Mutter in der kalten Kammer auf den Knien liegt und weint, lieber Herr König, da wird mir, als wollte mir es das Herz entzwei schneiden. Ich habe schon zu meinem Vater gesagt, er soll mich heimlich an einen Seiltänzer verkaufen, ich will mich gern mißhandeln lassen, wenn nur den Andern dadurch eine Zeitlang geholfen werden könnte.

Aber das ist noch nicht das ganze Elend, lieber Herr König! Sehen Sie, nun sind auch noch sechs meiner Geschwister krank. Sie haben den Keuchhusten. Ach, das klingt manchmal schrecklich! Betten haben wir nicht, Holz nur wenig, da können Sie sich wohl denken, wie die armen Thierchen klappern und leiden müssen!

Darum, lieber, guter Herr König! Sein Sie doch so gut und schenken Sie uns ein Paar Groschen. Und hätten Sie vielleicht ein Paar alte Hosen, die Sie nicht mehr brauchen, oder einen alten Rock, oder sonst etwas, bitte, schenken Sie es uns. Vielleicht hätte auch die Frau Königin etwas „Altes“ und wenn's noch so sehr verschossen oder zerrissen wäre, schadet nichts, meine Mutter stoppelt und tiffelt noch Dieß und Jenes für uns Kinder daraus zusammen. Darin ist sie sehr geschickt. Sie fertigt unsere Kleider alle selbst.

Ich wüßte gewiß, lieber Herr König, wenn Sie uns einmal besuchten in unserm Dachstübchen — aber stoßen Sie sich ja nicht oben an die Thür, denn sie ist sehr niedrig — es würde Sie erbarmen. Und meine Eltern, das sind seelensgute Leute. Sie brauchten sich gar nicht zu geniren.

Aber dazu werden Sie wohl nicht Zeit haben. Nun und der Frau Königin werden die fünf Treppen zu hoch sein. Ich weiß auch, daß Sie ohnedem meine Bitte erfüllen werden. Sie haben ja auch Kinder. Ach, die schönen Prinzen! Wie gut die es haben. Wenn wir es nur zum tausendsten Theil so gut hätten, wie glücklich wollten wir sein! Und, lieber Herr König, Sie können nicht wissen, ob Ihre Prinzen nicht doch auch

einmal den Keuchhusten bekommen. Darum, mein lieber Herr König, erbarmen Sie sich unserer. Sie sind ja so reich und können sich selber Geld machen lassen, wenn's einmal fehlt. Sie werden ein Paar Groschen nicht gleich merken. Und ich werde Ihnen gewiß dankbar sein. Ich will ein Soldat werden, an dem Sie Ihre Freude haben sollen. Und geht's gar in den Krieg, da lasse ich mich zehnmal für Sie todt-schießen, das können Sie mir auf's Wort glauben.

Nun, lieber Herr König, ich muß schließen. Grüßen Sie die Frau Königin recht schön von mir und auch die kleinen, hübschen Prinzen!

Vergessen Sie meine Bitte nicht, damit wir nicht mehr so sehr hungern und frieren müssen und damit meine gute Mutter nicht mehr weint. Setzt schlafen Sie recht wohl, mein lieber Herr König! Das wünscht Ihnen von Herzen

Mandelgasse Nr. 8, fünf Treppen.

Richard Tannewald.

Acht Tage später wohnte die arme Lampenwärtersfamilie nicht mehr fünf, sondern nur drei Treppen, in einem geräumigen Locale. Eltern und Kinder lagen nicht mehr auf kalten, harten Dielen, sondern in warmen Betten. Sie aßen nicht mehr trockene Kartoffeln, sondern eine gewöhnliche Kost. Sie gingen nicht mehr halb nackt, sondern in anständigen Kleidern. Die Mutter kniete nicht mehr in der kalten Kammer und weinte, sondern dankte mit freudigem Herzen Gott und dem guten Könige.

Das Alles hatte der Pfennig gethan, auf den der liebe Gott seinen Segen legte.

Der Sperling.

Ein Sperling wohnte auf dem Land',
Auf Hof und Feld gar wohl bekannt.
Wenn man nun bald den Waizen hieb,
Da schrie er schelmisch: „Dieb! Dieb! Dieb!“
Sorge um Brod
Macht' ihm nie Noth,
Fliegt auf die Aehren,
Um sich zu nähren.

Kupfet
Und zupfet,
Zaufet
Und mauset
Körnlein heraus,
Köstlicher Schmaus!
Fliegt auf die Mauer,
Spottet dem Bauer.